

Die Randenwiesen

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **36 (1984)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

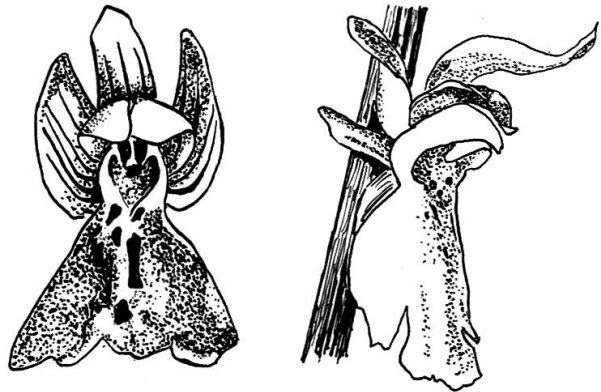
Da der Weinbau sehr einträglich war, versuchten die Randenbauern, ihre schmale Existenz damit zu verbessern, begannen die sonnigsten Steilhänge zu roden. Heute ist der Rebbau in den Randentälern restlos verschwunden. Welche Gründe mögen dazu geführt haben? Der heute schlimmste Feind der Rebe, der Falsche Mehltau, drang aus Nordamerika über Frankreich in die Schweiz und trat 1886 erstmals im Kanton Schaffhausen auf, zu einer Zeit, da der Weinbau in den Randentälern bereits nicht mehr existierte. Die Pilzerkrankung konnte deshalb nicht Ursache des Verschwindens sein. Im Mittelalter wurde Weinbau in Gegenden betrieben, die heute anscheinend klimatisch dafür gar nicht in Betracht kommen, so in Dänemark, Ostpreussen und Polen. Dies führt zur Vermutung, das europäische Klima habe sich seitdem verschlechtert und damit den Weinbau in den Randentälern verunmöglicht. Es bestehen aber genügend Beweise, dass das Klima sich nicht geändert hat. Die wahren Gründe müssen wir beim Menschen selber suchen: Mit der Entwicklung der Verkehrswege wurde es möglich, bessere Weine für dasselbe Geld aus südlichen Ländern einzuführen, dies ermöglichte Vergleiche, der Zecher wurde anspruchsvoller, verschmähte allmählich die sauren «Rachenputzer». Auch verstand man damals noch nicht, das einheimische Gewächs zu «verbessern», ein Zusatz von Zucker zur gärenden Maische war nicht möglich, denn noch war Rohrzucker ein Luxusartikel und der Rübenzucker noch unbekannt. Ein weiterer Umstand, der die Randenbauern zur Aufgabe des Weinbaues zwang, mag in menschlicher Habgier und Unvernunft liegen. Wo immer der Bauer mit Hacke oder Karst einen steilen Sonnenhang rodete, alsogleich forderte der Lehensherr seine Zehnten. Wo aber der Fiskus gierig lauert, da vergeht dem Unternehmer die Lust zur Investition.

Die Randenwiesen

Es geschah jeweils im Juni oder Anfang Juli vor mehr als einem halben Jahrhundert. Lange vor Tag, noch ehe der Waldkauz schlafen gegangen war, stiegen die Bauern aus den Taldörfern zum Randenheuet auf die Hochflächen. In einer Jugenderinnerung erzählt Christoph Leu in seiner Hemmentaler Chronik aus jenen Tagen: «S' ganz ober Mösli ab hämer Manne gsäh maie und im Takt ghört wetze, s' ischt de reinscht Wettifer gsi under dene Manne, wär's am beschte chöni und die schönste Mahde herelegi.» Vergangene Zeiten! In wenigen Tagen erledigt heute die Mähmaschine die Arbeit, an Stelle des Kuhgespanns, das mit grosser Plackerei den Heuwagen zu Tale fuhr, ist der Traktor getreten.

Das Gras, das der Bauer einst in taunasser Wiese mit sirrender Sense in Mahden legte, heute mit ratternder Maschine niedermäht, nennt er «Droht-

schmäle», der Botaniker kennt es als Burstgras, Aufrechte Trespe, *Bromus erectus*. Auf sämtlichen Randenwiesen ist dieses Gras allgegenwärtig und bildet mit zwei anderen, Trockenheit liebenden, sarmatischen Arten, der Zarten Kammschmiele (*Koeleria gracilis*) und einer Unterart des Schafschwingels (*Festuca duriuscula*) charakteristische Wiesenpflanzengesellschaften, die in der Vegetationskunde als Xerobrometum (und Mesobrometum) zusammengefasst werden. Der Bauer liebt die Aufrechte Trespe nicht besonders, ihre lockeren Bestände bringen wenig Heu, eine saftige Fettwiese wäre ihm willkommener, aber die flachgründigen Kalkböden verwehren den Wunsch, die Aufrechte Trespe ist hier die prädestinierte Grasart. Vor vielen Jahren hat die Landwirtschaftliche Schule Charlottenfels auf der Thüle Versuche mit Handelsdüngern angestellt, damit eine Veränderung der Graszusammensetzung und eine Steigerung der Erträge erhofft. Der Erfolg blieb aus, glücklicherweise, wie ich ohne Gewissensbisse gestehe. Ein Transport von Hofdünger den weiten Weg aus dem Tal auf die Hochflächen war mit dem Kuhgespann, dem damaligen Transportmittel des Randenbauern, allzu umständlich. Heute, im Zeitalter des Traktors, werden immer mehr Randenwiesen mit Stallmist gedüngt. Dies hat für manche Pflanzenarten, vor allem die Orchideen, verheerende Folgen, so sind in den letzten Jahren ganze Massenbestände von *Orchis Morio* und *Orchis mascula* bis auf das letzte Pflänzchen verschwunden.¹⁵ Eine bedauerliche Tatsache, aber Ästheten und Ökonomen leben eben in verschiedenen Welten.



Kleines Knabenkraut (Orchis Morio) Männliches Knabenkraut (Orchis mascula)

Nicht die Gräser sind es, die den Reiz der Randenwiesen prägen, sondern die Fülle der Zutaten, der reiche Blumenflor. Der Blütenreigen beginnt mit der Schlüsselblume, Primula, die Erste, nennt sie deshalb der Botaniker. In deutschen Landen heisst sie auch Himmelsschlüssel, gewiss kein Schlüssel zu einer Pforte ins Jenseits, aber für manchen Blummännchen vielleicht ein Schlüssel zu einem kleinen, irdischen Paradies, den erwachenden Randenwiesen. Zur *Primula veris* gesellt sich da und dort der Frühlingsenzian und die hellblaue Bisamhyazinthe.

¹⁵ Verschwunden sind z. B. die Populationen, an denen ich die im Neujahrsblatt 1973 – «Orchideen des Randens» – beschriebenen Untersuchungen anstellte.

Erst Ende Mai und im Juni entfaltet die Trockenwiese ihre ganze Farbenpracht. Wie im Hochwald mit seinen Bäumen, Sträuchern und der Krautschicht, so bildet auch die blühende Magerwiese verschiedene Stockwerke aus. Im obersten dominiert neben den Grashalmen zumeist die Margrite, von den Botanikern etwas abschätzig «Gemeine» Wucherblume genannt, dazu gesellen sich die Wiesensalbei, die Kartäusernelke, deren Name irgendwie, doch unerklärlich, an den Eremitenorden erinnert, das Nickende Leimkraut, die Golddistel, die Rundblättrige, die Knäuelblütige und ab und zu die Pfirsichblättrige Glockenblume. In einem tieferen Stockwerk, zum Blau der Glockenblumen mit ihrem Gelb kontrastierend, blüht oft massenhaft der Sichelklee (*Medicago falcata*), dann der Hopfenschnecken-, der Wund- und der Hornklee. Noch näher am Boden, den Farbenreigen mit Rosa erweiternd, gedeihen der Kriechende Hauhechel und die zarten Blütenstände des Feldthymians, ein ungemein veränderliches Halbsträuchlein mit am Boden liegenden Stämmchen, der Botaniker kennt es unter dem Kollektivnamen *Thymus Serpyllum*. Dem Gewächs wurden einst wunderbare Heilkräfte zugeschrieben, an manchen Orten ersetzte es den Leuten eine ganze Hausapotheke. Die Verbreitung des Feldthymians reicht über die verschiedensten Klimagebiete, ich habe die von Bienen umschwärmte Pflanze auf Kreta angetroffen, auf Island, wo sie sich in den Pionierassen vor den stürmischen Winden eng an den Boden schmiegt.

An mageren Stellen der Trockenwiesen stellt sich oft der Augentrost in grossen Mengen ein (*Euphrasia lutea* als Charakterart des Xerobrometums und, weissblühend, *Euphrasia Rostkoviana*). Ein Absud des Pflänzchens soll, so der Glaube der Volksmedizin, als kühlender Umschlag bei Entzündungen der Augenlider und der Bindehaut Linderung bringen. Das schüchtern sich am Boden duckende Blümchen mag leicht den Eindruck bescheidener Demut erwecken. Doch der Schein trügt, wenn ich bei dem zwar unrichtigen, aber dem Menschen gewohnten, die Natur moralisierenden Vokabular verbleibe, dann müsste ich das Pflänzlein eher als abgefemtes Luder bezeichnen, denn, vom Wanderer unbemerkt, es stiehlt mit Saugwurzeln den



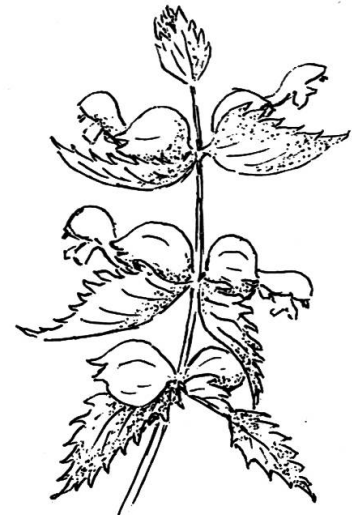
Augentrost

Mitbewohnern des Biotopes deren Lebenssäfte, der Augentrost ist ein Halbschmarotzer. Mit dieser Bezeichnung spiele ich mich allerdings als Richter über die Kreatur auf, übertrage menschliche Wertvorstellungen, hier den Parasiten als unsoziales Wesen, auf die Natur, teile sie auf in Gut und Böse. Aber spielt der Homo sapiens im Gefüge der Natur mit seinen Monokulturen, seiner Viehhaltung und der Hühnerzucht nicht die «böse» Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel?

Ebenfalls auf mageren Trockenwiesen gedeiht der Klappertopf (vor allem *Rhinanthus angustifolius*). Auch er ist ein Wurzelschmarotzer, der den Graswuchs zum Ärger des Bauern beeinträchtigt, den Ertrag geringer werden lässt. Damit wird er, aus ökonomischer Sicht, zum «bösen» Konkurrenten. Merkwürdig ist sein deutscher Name. So deutet ihn der Botaniker: Zur Zeit der Samenreife wird im blasig aufgetriebenen, vertrockneten Kelch vom Wind die Samenkapsel gerüttelt und damit die Samen ausgestreut. Nach meiner Auffassung ist eine Klapper allerdings ein Geräusch erzeugendes Instrument, ob das Ohr des Botanikers das Klappern des Klappertopfes zu hören vermag, will ich nicht beurteilen, der österreichische Poet Waggerl jedenfalls spöttelte:

Was hat der Klappertopf
in seinem hohlen Kopf?
Nur wieder Klappertöpfe,
Ihr Plapperköpfe!

Mit dem Randeneuet ist die Pracht der Trockenwiesen dahin, nun haben wir Zeit zu einigen nüchternen Überlegungen. Erinnern wir uns daran, dass bis vor etwa 150 Jahren die Hochflächen nach dem System der Dreizelgenwirtschaft genutzt wurden, für Wiesen war da kein Platz. Die Aufrechte Trespe und ihre Begleiter mögen urwüchsig an trockenen Rainen und auf als Weideland dienenden Allmenden gediehen sein, wie aber haben sie die heutigen Areale besiedelt? Die schweizerische Literatur schweigt sich darüber aus, in der deutschen jedoch fand ich Angaben, wonach *Bromus erectus* in Süddeutschland auf trockenen, flachgründigen Kalkböden öfter angesät wurde. Dies dürfte auch für die Randenhöhen zutreffen. Die Magerwiesen wären somit, gleich wie die Föhrenwäldchen, eine Natur aus zweiter Hand, und wenn im Wanderer beim Anblick der Föhrenparklandschaft der Wunsch erwacht «Augenblick, verweile



Klappertopf



Die Helmorchis (*Orchis militaris*)
ist eine Zierde vieler Trockenwiesen



Bild oben links:
Türkenbund

Bild oben rechts:
Hummelragwurz

Bild unten:
Gefranster Enzian



Bild oben links:
Diptam

Bild oben rechts:
Pfirsichblättrige Glockenblume

Bild Mitte:
Küchenschelle

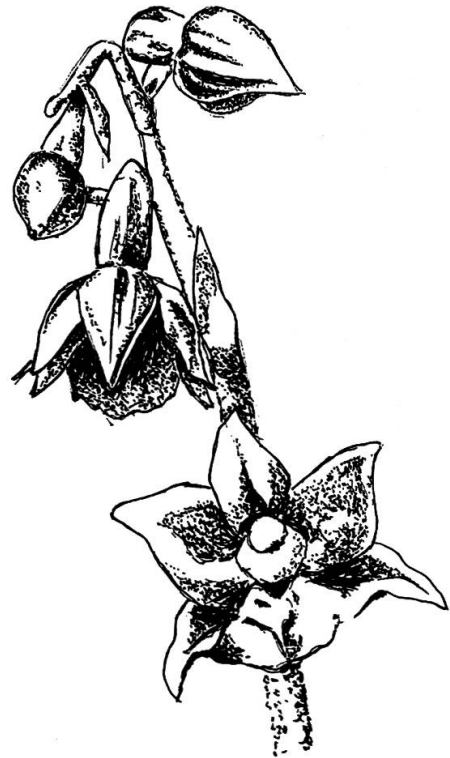
Bild unten:
Prachtnelke

doch, du bist so schön»,¹⁶ dann sollte er bedenken, dass die Natur kein Verweilen, nur den Wandel kennt; sich selbst überlassen, würden die Trockenwiesen im Laufe weniger Jahre sich in eine Gestrüchflur mit dem Schlehdorn als Charakterart wandeln und allmählich in den jurassischen Buchenwald als Endglied der Vegetationsentwicklung übergehen. Die seltene Farbenpracht der Randenwiesen erhalten, heisst deshalb nicht, die Natur walten lassen, sondern, so paradox es auch klingen mag, ihr Gewalt antun, die Wiesen regelmässig mähen, aufkommendes Strauchwerk roden, aber auf Düngung verzichten.

In den Burstgraswiesen gibt es kleine, exklusive Areale von besonderem, botanischem Interesse, so einige prächtig blau blühende Bestände der Schmalblättrigen Vogelwicke, an warmen Rainen die Bunte und die Gekrönte Kronwicke (*Coronilla varia* und *C. coronata*), an steilen Grashalden, wo vor gut hundert Jahren noch der Weinstock gedieh, blüht massenhaft der Hirschheil (*Seseli Libanotis*), als besondere Kostbarkeit gelten die kleinen Bestände der Hummel-, Bienen- und Spinnenragwurz.

Im Gegensatz zu den trockenen Hochflächen weisen die feuchteren Talwiesen einen anderen Florenbestand auf, so etwa im Mühletal bei Barga das Bärenwiesli, auf dem die Grosse Sterndolde und die montane Trollblume blüht.

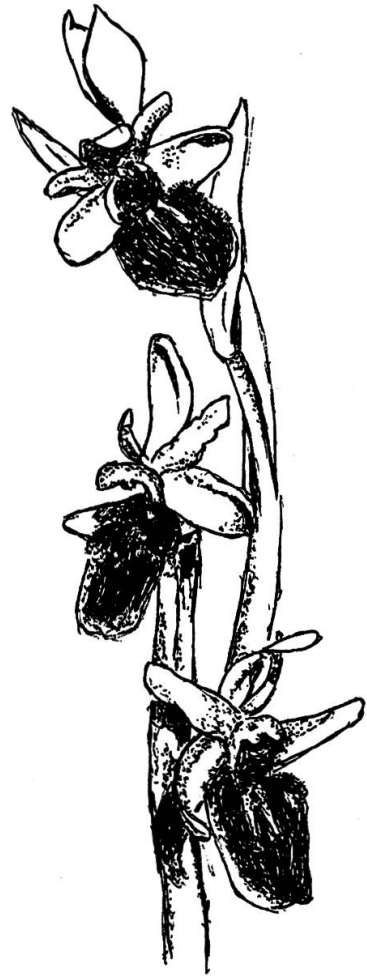
Die herrliche Vielfalt der Randenwiesen, die dem unbeschwerten Wanderer eine Quelle der Freude bedeutet, kann für den stets auf Ordnung versessenen Pflanzensoziologen zum Trauma werden. Sie zwingt ihn, fast jedes einzelne Areal mit einer besonderen Assoziation oder Subassoziaton zu katalogisieren, sie verleitet ihn, die Natur in Worte und Begriffe zu fassen, die nur in einer kleinen Gruppe von Partnern verstanden werden. Eine theoretische Wissenschaft, die einzig innerhalb eines isolierten Expertenzirkels weiterzuleben vermag. Da gibt es die Sichelklee-Trespenwiese, die Variante mit dem Armleuchter-Habichtskraut, den Gamander-Trespen-Steppenrasen, die Hirschheil-Trespenwiese, dazu die Variante der *Vicia tenuifolia*-Trespenwiese, ein Dauceto-



Die Braunrote Sumpfwurz bevorzugt die sonnenexponierte Hirschheil-Trespenwiese

¹⁶ Goethe, Faust 1. und 2. Teil.

Salviato-Mesobromium, eine Randenwiese, auf der im Frühling das Kleine Knabenkraut blüht (*Orchis Morio*), wird zum Orchideto-Morionis-Mesobrometum. Dem Fachmann ist nicht wohl, solange er nicht alles wohleingeordnet weiss. Aber die Blumen kümmern sich wenig um solche Gelehrsamkeit, schlagen den Weisen immer wieder ein Schnippchen, blühen dort, wo es ihnen gerade gefällt. So habe ich denn auf diese grosse Weisheit verzichtet und mich mit dem Sammelbegriff Xerobrometum begnügt, halte es lieber mit Erwin Litzelmann, der in seinem Buch «Pflanzenwanderungen im Klimawechsel der Nacheiszeit» meinte: «Zum anderen laufen wir in der Vegetationskunde allmählich Gefahr, dass jedes Fleckchen urwüchsiger Pflanzendecke in zahllose Assoziationen und Subassoziationen aufgelöst wird. Schliesslich sieht das Auge nur noch ein Mosaik von Kunstsprachausdrücken, und jeder Untersucher bemüht sich nach Möglichkeit, neue Sprachungetüme hervorzuzaubern, vor denen unsere schönen Blumen fast vom Stengel fallen.»



Spinnenragwurz
(*Ophrys sphegodes*)

Die Herkunft der Randenvegetation

Der Poet Christian Morgenstern lässt in einem seiner schnurrigen Galgenlieder, «die unmögliche Tatsache», seine erdachte Gestalt feststellen:

«Weil», so schliesst er messerscharf,
«nicht sein kann, was nicht sein darf.»

Die Natur kümmert sich wenig um solche Logik, lässt auf dem Randen da und dort eine Vegetation gedeihen, die eigentlich nicht sein dürfte, denn seit den frühesten, historischen Zeiten waren die Voraussetzungen für den heutigen, jurassisch-präalpinen Buchenwald als Endstation der Vegetationsentwicklung die gleichen geblieben, ein Waldtyp, den Heinrich Zoller in seiner «Vegetation und Flora des Schaffhauser Randens» als trivial bezeichnet, als gewöhnlich, und deshalb für den Botaniker wenig interessant.